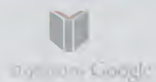
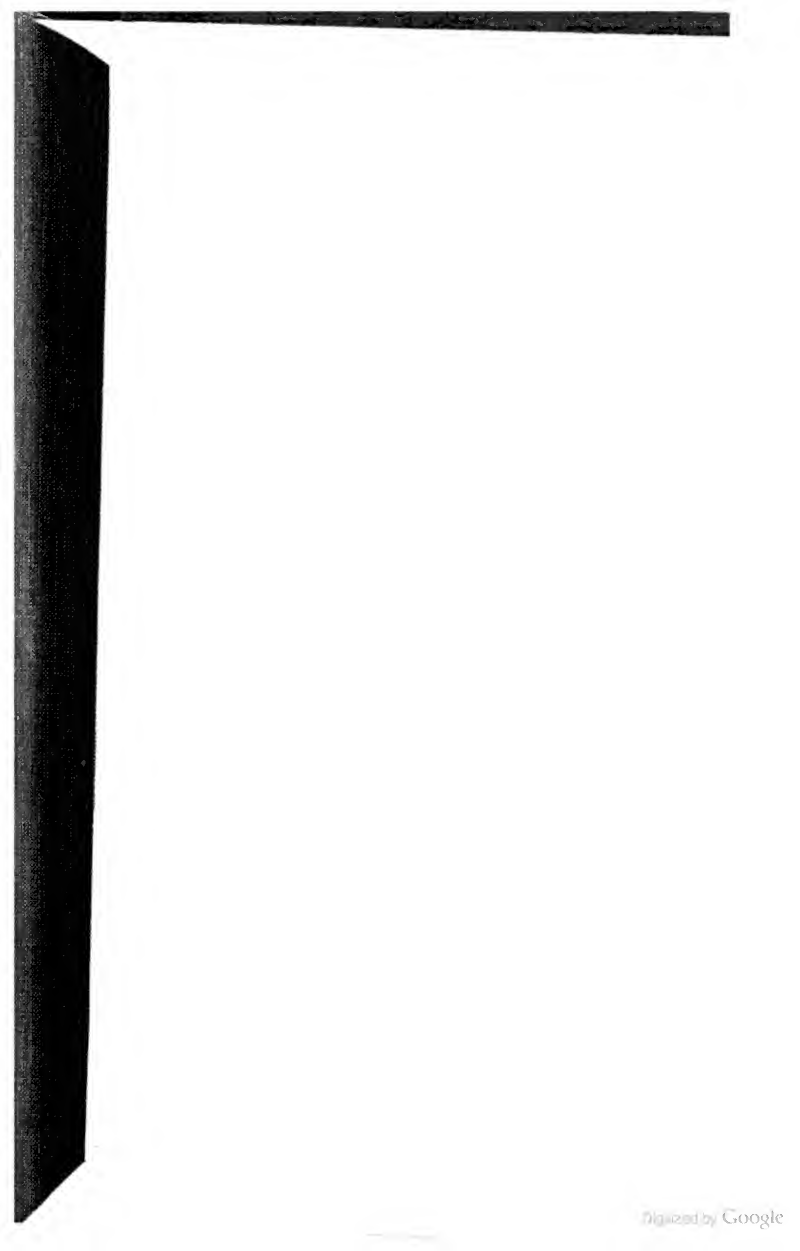
EIN INDISCHES HERBSTBILD

Michael Haberlandt




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Ein

indisches Herbstbild.

Von

Dr. Michael Haberlandt.

(Heinrich Schenk.)

Separat-Abdruck aus der „Wiener Landwirth. Zeitung".

Wien.

Verlag der „Wiener Landwirthschaftlichen Zeitung".

1883.

Indien, das wundervolle schöne Märchenland, wird Gottlob in nicht Langem aufhören, uns ein Märchenland zu sein, unsere Phantasie mit dem unsicheren Zauber halber Kunde, erstaunender, feenhafter Einzelnheiten, die wie durch Nebel herüberschimmern, zu erwärmen und wieder schmachten zu lassen. Seitdem in Europa zu Beginn dieses Jahrhunderts dem Sanskrit sein Tag angebrochen, seitdem die Bekanntschaft mit der uralten, ruhmvollen indischen Civilisation und ihrer überreichen Literatur angeknüpft und mit beispiellosem Eifer gefördert worden ist, hat sich die glänzende Vergangenheit Indiens aus ihren Gräbern wieder erhoben und steht nun in ihrer tiefen Bedeutsamkeit, ihrem großartigen Reichthum überwältigend als ein Riesengipfel der Menschheit vor uns. Man kann es getrost als eine nicht wegzuleugnende Wahrheit aussprechen: dort, wohin die europäische Cultur am Anfange dieses Jahrhunderts endlich gekommen war, stand die indische Civilisation in allen wesentlichen Stücken schon seit mehr als tausend Jahren, ja sie überragte jene in den bedeutsamsten Dingen. Daß diese Wahrheit heute fast noch allgemein als ein colossales Paradoxon, ja als ein Faschingsspaß gelten muß, ändert nichts an ihrer Natur; aber es kommt die Zeit, wo jeder Gebildete dieselbe einsehen wird.

Indessen haben wir es heute hier nicht mit dem ganzen großen Indien, sondern nur mit dem kleinen Abschnitt eines indischen Gedichtes zu thun, mit welchem ich den freundlichen Leser zu erfreuen hoffe; vielleicht aber ist auch aus diesem Kleinen der Geist des Ganzen zu ahnen. Wie die Ueberschrift anzeigt, ist es eine Schilderung des indischen Herbstes,

die der Leser unten findet. Ein großer indischer Poet hat sie vor etwa zwölfhundert Jahren gedichtet; außer seinem Namen — er hieß Bhâravi — ist keine Kunde über ihn auf uns gekommen. Die Beschreibung bildet den vierten Abschnitt eines epischen Gedichtes, Kirâtârjuniya[1]) betitelt, welchem die Inder den Ehrennamen mahâkâvyam: „großes Gedicht" zuerkannt haben. Diese trockenen Notizen gebe ich hier, damit der Leser, wenn er die Uebersetzung liest, nicht auf den Verdacht komme, eine Dichtung frischesten Datums, wo nicht gar ein verschämtes Original, das eben nur unter indischer Flagge segelt, vor sich zu haben. Denn wahrlich, ich könnte es sonst keinem Leser übel nehmen, wenn er dergleichen vermuthete, so frisch ist der Schmelz, der auf diesen Versen liegt, so treu ist unser eigenstes Empfinden darin abgespiegelt, so stark die innige Naturfreude, die ganze Grundstimmung unserer modernen Zeit in ihnen ausgeprägt.

Ein lebendiges Naturgefühl ist überhaupt das gemeinsame Erbtheil der indogermanischen Volksstämme gewesen; nirgends ist aber tiefgefühlte Naturanschauung so innig mit der ganzen Cultur und den religiösen Ahnungen eines Volkes verwebt worden, als bei den Indern. Die wundervollste Natur umgab sie ja in üppigem Flor, in unbeschreiblicher Pracht; die ganze Wonne des südlichen Himmels, seine Milde und wieder seine Glut, erheiterte, sänftigte ihr Leben und nährte in ihnen jenen beschaulichen Hang, jenen tiefen, schwermüthigen Ernst, der ihrem Wesen so sehr den Anstrich des Erhabenen gibt. Zudem steigert auch in diesem Klima die sommerliche Unterbrechung des Naturgenusses, der Wechsel von staubig verödender Dürre des Frühjahrs mit unaufhörlichen, befruchtenden Regengüssen und darauffolgender lieblichen Milde des Herbstes die Empfänglichkeit für die

[1]) Ich habe die Ausgabe mit Mallinâtha's Commentar, die in Indien zu Khidirapur im Jahre 1814 erschienen ist, benutzt.

Schönheit der Natur. So bricht denn die so angeregte Phantasie der Inder seit den ältesten Zeiten oft und gern in beschauender, unglaublich inniger Dichtung aus und verwebt jede Gattung von Poesie mit den reizendsten Schilderungen des Naturlebens. Ein Blick über die Sanskritliteratur gibt die reichsten Belege dafür an die Hand. Doch wozu soll ich schwache, kümmerliche Begriffe geben, wo ich die Sache selbst in einem lebendigen Beispiel bieten kann? Jenes Naturbild, das Bhâravi von der Schönheit des indischen Herbstes entworfen, wird dem Leser sicherlich auch im schwachen Abglanz einer Uebersetzung das sinnige Auge, das Geistreiche der Auffassung, die Tiefe des Naturgefühles der Inder enthüllen, wenn es gleich nicht entfernt das Schönste ist, was die indische Literatur in dieser Art hervorgebracht. Jedoch hat dieses Stück vor anderen den Vorzug, dem europäischen Publicum, einige Sanskritisten ausgenommen, neu zu sein; das folgende Fragment ist meines Wissens die erste Uebersetzung aus Bhâravi's Dichtung. Daß dieser schönste Theil seines Werkes in einem fremden Welttheil nach vielen Jahrhunderten zum ersten Male gerade einen landwirthschaftlichen Leserkreis zu seinem Genusse einladen darf, müßte den alten Bhâravi im Tiefsten freuen; denn nirgends fände er ein empfänglicheres, besser vorbereitetes Publicum.

Jetzt nur noch ein Wort bezüglich der Uebersetzung. Alles, was der Schilderung dient, empfängt der Leser mit möglichster Treue; ich habe mich bemüht, jeden Zug des Originals, auch die feinen Pinselstriche des Gemäldes, herüberzuretten; jedoch es ist oft fast unmöglich gewesen, Gedanken und Stimmung nach so totaler Umschmelzung, wie sie die Verschiedenheit des Sprachausdruckes [1]) nöthig macht, wieder rein und ohne Zusatz darzustellen. Ausgefallen sind blos reine Wiederholungen und einige Wendungen, welche

[1]) Von der sich der Leser schwerlich einen zu großen Begriff machen kann.

das schöne Naturbild in den Rahmen des Gedichtes einfügen.

* * *

„Hold lacht mit grünen Auen, Thal und Hügel
Wie die Geliebte morgenschön das Land;
Im Röhricht schimmert hell dort das Geflügel,
Als wär's der Saum an seinem Prachtgewand;
So weit das Auge reicht — ein gelbes Meer:
Im Winde wogt das Feld, von Segen schwer.

Das Wasser kräuselt sich in seichten Wellen
Auf überspültem, sommerdürrem Grund,
Der Lotus schaukelt d'rauf: zum Naß, dem hellen,
Beugt seine Last den Reis in sanftem Rund;
Allüberall ein reges Blüh'n und Sprießen:
Es läd't das Auge ein, mitzugenießen.

Und gleich den munt'ren Blicken schöner Frauen
Spielt Fischlein in dem Wasser ohne Ruh',
Mit träumerischen Lotusaugen schauen
In stiller Lust dem Spiel die Fluten zu;
Hoch ragt das Rohr aus klarem Wasserspiegel
Und rauscht, bewegt von leiser Winde Flügel.

Ja, eine Blütenwildniß scheint die Fluth
Dem Aug' des Wand'rers, der den Ort nicht kennt;
Doch sieh'! ein Fisch schnellt auf im Uebermuth —
Und Schaum verräth das feuchte Element;
Der Fisch fällt plätschernd in die Fluth zurück:
Verschwunden ist des Wassers Silberblick.

Zum Ocean mit sanftem Wallen tragen
Die Ströme ihre Fluth, die nicht mehr schwillt;
Wo jüngst die Wog' noch auf- und abgeschlagen,
Im feuchten Sand blieb ihr vergänglich Bild:
Da reiht im Sonnenglanz sich schimmernd helle
Aus reinem Sand gebildet Well' an Welle.

Und um die Felder in der Sonne schreitet
Ländlich geschmückt des Reises Hüterin,
Auf ihrer Stirn, die Blüte ausgebreitet
Sieht man die Dschiwablume feurig glüh'n [1]):
So purpurschön sie strahlt, beschämt sie doch
Das Kirschroth von des Mädchens Lippen noch.

Von Lotusblütenstaub ein zarter Kranz
Schmiegt um den vollen Busen sich hinab,
Darüber hingehaucht ein feuchter Glanz:
Denn Perl' an Perle tropft der Schweiß herab [2]).
So wandelt sie dahin im Sonnenschein,
Als sollte sie der Herbstflur Göttin sein.

Kuhherden kommen dort vom nächt'gen Grasen
Auf fetter Trift gesättigt wieder heim;
Sie wandeln schweren Schrittes auf dem Rasen,
Im Euter dicke Milch wie Honigseim.
Verlangend nach den Kälbern tönt ihr Brüllen,
Bis sie die Hürden dichtgeschaart erfüllen.

Voran der Herde tummelt sich gar mächtig
Ihr Herr und Haupt, der wohlgenährte Stier;
Wie hat er rasend seine Gegner nächtig
Im Kampf verjagt aus seinem Weidrevier!
Dumpf brüllend schleudert er zur Höh' den Rasen,
Und schwingt die Hörner wild im Siegesrasen.

Doch seinen Kühen folgt mit breitem Schritte
Der Hirte treulich und behütet sie,

---

[1]) Die indischen Frauen lieben es, bunte Schönpflästerchen in's Antlitz zu kleben; in Ermangelung eines solchen hat sich unsere ländliche Schöne mit einer brennend rothen Dschiwablüte (Pentapetes phoenicea) die Stirne zwischen den Augenbrauen geschmückt.

[2]) Das Schwitzen ist dem Inder nämlich ein ästhetisches Ingredienz.

Im Schattenwäldchen baut er seine Hütte,
Selbst harmlos, friedlich wie sein weidend Vieh;
Es liebt der Hirt' die Herde wie die Seinen
Und spielt mit ihr auf würzig-frischen Rainen.

Und in den Höfen welch' ein munt'res Treiben!
Wie sich die schmucken Mädchen emsig dreh'n!
Gern mag am Thor der Wand'rer stehen bleiben,
Dem flinken Spiel der Hände zuzuseh'n;
An's Buttern geht es! eifrig wird gerührt
Und immerzu der Quirl im Kreis geführt.

Da wiegen sich der Schönen runde Hüften
Anmuthig wie im Bajaderentanz;
Die dunklen Locken flattern mit den Lüften,
Erblühtem Lotus gleicht ihr Antlitz ganz;
Sie athmen kaum, die Lippe leicht sich hebt,
Wie ein Lianenzweig im Windhauch bebt.

Und gold'ne Lichter spielen auf den Wangen,
Ihr Ohrgeschmeide strahlt sie glitzernd aus,
Wie Lotus weiß die kleinen Zähne prangen,
Bricht Eine in ein lieblich Lachen aus;
Der Mädchen voller Busen wogt und glüht,
Die Augen blicken träumerisch und müd'.

Stets tönt und dröhnt es dumpf, wie auf den Tennen,
Wird auf dem Hof dies ländlich Werk gethan.
Erschrocken läuft der Pfau mit seinen Hennen,
Und hebt ein wirres lautes Schreien an:
Sie meinen, Donner sei's im Wolkenraum,
Den Sommer meldend, der geschwunden kaum [1]).

---

[1]) Wenn zu Beginn der Regenzeit die ersten Donner hallen, geräth alles indische Geflügel in lebhafte Aufregung und begrüßt die ersehnte Erquickung des lang entbehrten Regens mit Schreien, Singen, Tanzen u. s. f.

Hat froh der Wand'rer dieses Bild genossen,
Mag er auf trock'nem Pfade ziehen fort;
Fest ist der Grund, der zähe sonst zerflossen,
Gerade Straße führt von Ort zu Ort;
Das Rad, sonst derb erschüttert auf der Reise,
Rollt glatt dahin in reinlichem Geleise.

Und längs der Straße reih'n sich nied're Hütten,
Von Schlinggewächsen üppig-dicht umgrünt,
Einfach und schlicht sind hier der Menschen Sitten,
Der Tag verzehrt hier, was der Tag verdient.
Kein Glanz in Tracht und Schmuck thut je sich kund,
Und doch — sie sind zufrieden und gesund. —

So ist auf Erden alles hold gewandelt,
Die reiche Saat reift froh der Ernte zu;
Die Erde trocknet; was der Mensch gehandelt,
Bald schmaust er wohl davon die Frucht in Ruh':
Doch droben auch im Luftbezirk erfreut
Mit neuer Schönheit uns die neue Zeit.

Nicht schwarzgeballte Wolken zieh'n am Himmel
Und unter ihnen hell das Kranichheer [1]),
Nur leichter Wölkchen luftiges Gewimmel
Schifft auf dem tiefen Blau im Wind' einher;
Auf dunklem Grunde lieblich hingezogen
Strahlt jetzt nicht mehr der bunte Regenbogen.

Durchsichtig löst sich, ist der Süd verflogen,
In Klarheit auf des Horizontes Duft,
Das Erdreich hat die Wolken aufgesogen,
Kein Blitz strahlt golden aus der feuchten Luft:

---

[1]) Mit den Südwinden, welche die Wolkenmassen der Regenzeit über Indien heraufführen, fliegen allemal unzählige Schaaren wilden Geflügels, Reiher, Flamingo ꝛc., um in den Vorbergen des Himâlaya zu nisten.

So schwinden Frauen hin im Trennungsleide,
Der Busen welkt; ihn ziert kein Goldgeschmeide [1]).

Im Luftkreis aber welch' ein Tönen, Singen?
Sind's Vogelstimmen? ist's der Lüfte Ton?
Wie diese Töne laut den Raum durchdringen,
Aus dem der trübe Regendunst entfloh'n,
Als plauderten, erlösungslustdurchdrungen,
Jetzt Ost und Westen froh mit leisen Zungen.

Die Vögel sind es, die in hellen Weisen,
Vom weißen Fittich leicht dahingeführt,
Die Lieblichkeit des Herbsts wetteifernd preisen,
Der d'runten überall sich munter rührt:
Denn wie sie rasch sich in den Lüften wiegen,
Wird ihnen Bild an Bild vorüberfliegen.

Der Eine singt, wie schon die braune Aehre
Den schlanken Reishalm tiefer niederbeugt,
Wie er die Lotusblume still verehre,
Und sie zu küssen, sehnsuchtsvoll sich neigt.
Die Spröde mag sein Werben nicht beachten:
Der arme Halm muß ewig glüh'n und schmachten.

Und wieder rühmt ihr Sang das Farbenleuchten
Im Lotusteich, wo roth und blau und grün,
Gar hold gespiegelt in dem klaren Feuchten
Die Lotusblumen duftig, träumend blüh'n,
Als wär' vom Himmel nun in tausend Funken
Der Regenbogen in die Flut gesunken.

---

[1]) Das Original bleibt hier jeder Uebersetzung unerreichbar. Denn der Inder gebraucht hier in der Strophe den Ausdruck: digvadhvaḥ „die Himmelsgegend-Frauen (Horizont)", wodurch die ganze Strophe doppelsinnig wird; außerdem kommt ihm der Umstand zu Hilfe, daß er in seiner Sprache ein Wort für Wolke und Busen (payodhara) hat.

Vom Walde, wo die hohen Bäume ragen,
Erzählt ihr Sang, wo Alles lacht und blüht
Und froh den Blütenstaub, herangetragen
Vom Wind in leichten Wölkchen, um sich zieht,
Wie zum Gewand der zarten Frau gewirkt,
Die heimlich sich im blüh'nden Baum verbirgt.

Bald weh'n vom reinen Himmel laue Lüfte,
Bald dämpft ein leichter Dunst der Sonne Strahl,
Der Wind vom Berg bringt frische Blumendüfte,
Und zarten Regen führt er mit in's Thal:
Im Luftkreis wird nicht mehr mit düst'rer Pracht
Des Wetterleuchtens jähe Glut entfacht.

Nicht so melodisch tönt der Schrei des Pfauen
Jetzt wie zur Zeit zwar, als die Lieb' ihn trieb
Zu singen in den regenfeuchten Auen:
Doch schlicht'rer Sang auch wird dem Ohr jetzt lieb;
Man freut sich, wenn im Himmelsglanz versunken
Der Goldflamingo schreit vor Freude trunken.

Und gar wenn auf der Herbstflur süß und helle
Melodischer Gesang der Hirtin schallt:
Da lauscht gebannt im Rudel die Gazelle
Des süßen Tones zwingender Gewalt,
Vergißt den Hunger, der zum Feld sie treibt,
Bis Alles wieder stumm und stille bleibt.

Die Bienen summen allwärts in den Lüften,
Oft führt ein Windhauch neckend sie mit fort
Er badet sie in Blumendampf und -Düften
Und gibt sie frei an fremdem, fernem Ort:
Da fliegen sie nun ängstlich hin und wieder
Und ducken sich, wie kleine Schelme, nieder.

Und von den Feldern flattert zu den Hügeln,
Im Schnabel Reis, der Papageien Zug;

Die schönsten Farben schimmern auf den Flügeln,
Die Schnäbel, gleich Korallen, glüh'n im Flug:
Und wie die Kette leicht dahingeflogen,
Scheint sie fast ein lebend'ger Regenbogen. —

Dahinter aber in der Ferne thürmt
Sich himmelhoch der Berge König auf [1]),
Wie sich, wenn's hoch im Wolkenmeere stürmt,
Aufballt ein ungeheurer Wolkenhauf;
Spät hebt sich über ihn der Sonnenball,
Früh liegt der Schatten wiederum im Thal.

Schwarz steigt ein Gürtel düstrer Fichtenwälder
Steil an der rauhen Felsenwand empor,
Auf seinem Scheitel glänzen Gletscherfelder,
Starrt ewig Eis aus ew'gem Schnee hervor.
Da stehst Du stillerschüttert, tiefbefangen —
Es schweigt des Herzens Qual und sein Verlangen."

---

[1]) Wörtlich. Gemeint ist natürlich der Himâlaya.

Buchdruckerei von Carl Gerold's Sohn in Wien.

